

Die Brise.

Von Friedrich Meister.

[Nachdruck verboten.]

"Schiff in Sicht!" Me war dieler Ruf Seefahrern willkommenen erkun-

Das Schiff, die See, der wolkenlose Himmel — weiter gab es weder etwas zu sehen, noch zu denken.

Der Ausruhmann ließ in seiner Aufregung diese Bot-

"Wo ist das Schiff?" fragte der Kapitän mit seiner durchdringenden Stimme.

"Gerade vorans, zwei Strich zu Luward!" war die Antwort.

Die Bezeichnung „zu Luward“ konnte in diesem Falle nur als eine bedeutungslose, gewohnheitsmäßige Phrase gelten.

Die Neugier hatte sich in wenigen Sekunden durch das ganze Schiff verbreitet und die Leute drängten sich in Gruppen an die Verankerungen.

Der Kreuzer befand sich unter nur mäßigem Dampf, da die Kohlenvorräte gelohnt werden sollten; es verging daher eine lange Zeit, ehe der fremde Segler voll in Sicht kam.

Der Kerl sieht wie ein Sklavensahner aus," sagte Lieutenant Schwabe, der erste Offizier, zum Kommandanten.

"Lassen Sie einen Schuß aus dem Buggeschütz feuern, Lieutenant Häberlein, blind natürlich," rief er dann dem zweiten Offizier zu.

Der Schuß erdröhnte, die SignalfLAGgen flogen in den Luff hinauf und als Antwort hüfte der Schoner langsam die amerikanische FLAGge an seiner Gasse.

Der Kapitän nickte kaum merklich. "Lassen Sie mit 'ner Vollflugel laden, Lieutenant Häberlein," sagte er.

"Oben Sie ihm die Kugel vor dem Bug, weitab natürlich, Lieutenant Häberlein!" rief der Kommandant.

Wieder fragte das Geschütz: man sah das Wasser weiß aufspritzen, wo die Kugel, etwa fünfzig Meter vor dem Schoner aufschlug.

Unmittelbar darauf hüfte der Fremde eine Buchstaben-

"Solchen Namen giebt's nicht," meldete er.

Das war verdächtig. Ueberbles begann die Brise sich stärker aufzumachen.

"Hissen Sie das Signal zum Bedröhen!" befehlt der Kommandant. "Bringen Sie ein Boot zu Wasser, Lieutenant Häberlein, gehen Sie mit sechs Mann an Bord des Schoners, lassen Sie sich keine Papiere zeigen und bringen Sie mir Bericht."

Noch ehe Lieutenant Häberlein den Schoner erreichte, hatte sein fernmännlicher Blick bereits erkannt, daß Bau-

Die Papiere kamen zum Vorschein und erwelefen sich durchwegs in Ordnung.

"Was haben Sie für Ladung an Bord?" lautete die nächste Frage.

"Städgut in Kisten und Ballen; auch etwas Baum-

"Warum befindet sich der Name Ihres Fahrzeuges nicht im Register?"

"So? Ist er nicht drin? Well, das kommt dann wohl daher, well's ein ganz neues Schiff ist. Man kann den Schiffennamen doch nicht telegraphisch ins Register eintragen lassen, Wisser."

"Lassen Sie die Luten aufmachen," sagte er dann, "ich möchte mir Ihren Cargo einmal ansehen."

"Daraus kann nichts werden," entgegnete er. "Der Aufenthalt hat nun gerade lange genug gedauert. Es fällt mir nicht ein, noch mehr von dem höchsten Wind zu verlieren, dem ersten, der sich in dieser verwichenen Breite seit 'ner Woche gesehelt hat."

"I nicht doch, Sir; nicht mit Ihren sechs Mann, so lange ich noch fünfzehn Leute an Deck habe. Sie haben kein Recht, den Mann eines achtbaren Kauffahrers zu durchsuchen und in seinem Cargo herumzuschneffeln."

"Nachdem der Yankee'schiffer diese lange Rede gehalten hatte, drehte er sich kurz um, ließ den Offizier stehen und ging in seine Kajüte."

Es blieb dem Lieutenant Häberlein nichts übrig, als an Bord des „Sturmoogel“, zurückzukehren und seinem Kommandanten das Ergebnis der Expedition zu melden.

"Sie haben aber keine Beweise dafür; die Papiere befanden sich, wie Sie selber einräumten, in fester Ordnung."

"Dem Ansehen nach, ja."

"Dann läßt sich nichts thun," sagte der Kommandant. Und zu dem größten Leidwesen und Aerger der

ganzen Besatzung wurde der Kreuzer wieder auf seinen Kurs gebracht.

Allen während der ganzen Nacht wurde Kapitän Kerfender von der Ermüdung gebrangalt, ob es nicht doch besser gemelten wäre, es auf eine etwaige Beschwerde an hoher Stelle und dann auch auf einen Klüffel ankommen zu lassen, als von der Durchsuchung eines so verächtlich erscheinenden Fahrzeuges Abstand zu nehmen.

"Und da sagt der Hallunke, es wäre ein neues Schiff!" rief Kapitän Kerfender in hellem Zorn. "Wenden!" "Wir werden ihn kaum noch erreichen," bemerkte Lieutenant Schwabe trocken, während das Schiff sich drehte.

"Meinen Sie? Nun, wir werden ja sehen," entgegnete der Kommandant. "Der Wind ist noch immer kaum der Rede wert und wir wissen ja, welchen Kurs der Schoner gesueuert hat. Es läßt sich nicht träumen, daß wir ihn noch einmal zu sehen wünschen, und so wird er den Kurs auch beibehalten haben. Ich bin überzeugt, daß wir ihn einholen werden."

Die Hoffnung, den „Black Eagle“ noch einmal aufzubringen, vertriebe alle Mann aus heure in Spannung und Erregung. Der Tag verging, ohne daß auch nur ein einziges Segel in Sicht kam, als jedoch der nächste Morgen anbrach, da sah Lieutenant Schwabe sich genötigt, anzuerkennen, daß des Kapitän's Beurteilung der Sachlage zutreffender gewesen war, als die seine. Das Glück hatte den „Sturmoogel“ auf die richtige Fahrtrichtung gebracht.

"Schiff in Sicht!" brüllte der Mann aus dem Aus-

Nächtigt! Gerade vorans lag der amerikanische Schoner beinahe regungslos in der Windstille, mit träge gegen die Raillen schlagenden Segel.

"Voll Dampf voraus!" schrie der Kapitän durch das Sprachrohr in den Maschinenraum hinunter. "Signalisieren Sie ihm, daß er bedröhen soll, Lieutenant Häberlein," fuhr er schiff fort, "und wenn er nicht sofort gehorcht, dann schicken Sie ihm eine Kugel vor den Bug. Herr Lieutenant Schwabe, Sie gehen mit dreißig Mann in die Barak; die Leute nehmen ihre Gewehre und Entermesser mit. So wie Sie an Bord sind, lassen Sie die Luten aufreihen. Sie werden sich kein z für ein U machen lassen, das weiß ich."

"Zu Befehl!" antwortete der Lieutenant, ein energischer, etwas zu Ueberhebung geneigte Offizier von dem Ciris-Romanus-sum-Typus. Der vorherige Beschluß seines Kommandanten, den „Black Eagle“ unbedröht zu lassen, hatte ihn mit tiefem Unwillen erfüllt, jetzt aber, als ein thätkräftigeres Verfahren Platz greifen sollte, athmete er befreit auf.

"Hören Sie, Schwabe, süßere der Kommandant thun sich Ihr, als er sich schon anschiele, die Fallreepfeiler hlnabzulassen, ich überschreite herbei ein wenig meine Grenzen — die Instruktion — na, Sie wissen schon. Ich kann mir nicht helfen, ich habe doch so meine Bedenken. Wenn der Schoner sich als ein Sklavensahner herausstellt, wie wir ja alle annehmen, dann theilen Sie mir das gefälligst durch einen Bink mit Ihrem Taktentuch von jenem Heck aus mit; wollen Sie mir das versprechen?"

"Selbstverständlich," antwortete der Lieutenant. "Ich bin übrigens meiner Sache schon jetzt ganz gewiß."

Damit stieg er eilfertig hlnab in das große Boot, das gleich darauf mit kräftigen Ruderschlägen über die blaue Tiefe dahinflog.

Der Schoner war bald erreicht. Ein hochgewachsener, schlanker junger Mann, in stecken-

los welches Reinen gekleidet, empfing den deutschen Offizier an Deck des „Black Eagle".

"Ich führe gegenwärtig das Kommando an Bord dieses Schoners," sagte er in unverkennbar amerikanischem Englisch. "Der Schiffer ist nicht in der Lage, seinen Dienst zu versehen. Der „Black Eagle" hat: bereits vor zwei Tagen einen Besuch von Ihrem Kanonenboot, wenn ich richtig irre. Kann ich Ihnen irgendwie dienlich sein?"

"Ja," antwortete Lieutenant Schwabe kurz. "Als mit den Lufendekeln!"

"Well, Sir," entgegnete der Amerikaner, den der deutsche Offizier für den Steuermann hielt, "diese Forderung scheint mir doch nicht ganz den Berechnungen der Vertragsmächte zu entsprechen."

"Sparen Sie Ihre Redensarten. Als mit den Lufendekeln!"

"Diese Art und Weise, mich hier auf offener See an-

*) Kriegsschiff.

zu packen und meinen Cargo zu untersuchen, ohne jeglichen
jauchseligen Grund —

„Wollen Sie die Luten öffnen lassen oder nicht? unter-
brach ihn der schneidige Offizier.

„Ich wiederhole — ohne jeglichen plausiblen Grund,
may dar Sir, das wird Veranlassung zu Schwierigkeiten
geben, zu internationalen Schwierigkeiten, die recht unan-
genehme Folgen für Ihren ommandanten haben könnten.
Und außerdem —

„Als mit den Aufendebeln!“ schrie der Offizier des
„Sturmbogel“ in steigendem Zorn.

„Sir!“

„Wenn Sie nicht wollen, dann thue ich's!“

„Wissen Sie auch, wissen Sie sich dadurch schuldig
machen?“

„Vollkommen!“

„Und welcher Gefahr Sie sich aussetzen?“

„Auch das. Genug von dem Palader.“ Entweder Sie
nehmen die Luten ab, oder ich lasse sie aufbrechen.“

Ein weiterer Widerstand war nutzlos. Die Luten wur-
den abgedeckt und kaum hatte die erste Klappe sich ge-
öffnet, da verließ auch schon der fürchterliche Gestalt,
der aus dem Raume flüchtete, die ganze Wahrheit. Nahezu
dreihundert schwarze Sklaven waren in dem Zwischendeck
des Schoner's verpackt und viele der bedauernswerten
Geschöpfe fanden so eng gedrängt, daß sie sich nicht ein-
mal niederlegen konnten.

Mit einem Blick wortloser Verachtung schritt Lieutenant
Schwalbe an dem jungen Amerikaner vorüber und nach
der Regelung des Achterdecks, wo er sein Taschentuch her-
vorgeholt und damit das verabscheute Gesicht gab. Ein-
donnenes Hurrah hallte über den Deck; es kam aus
den Reihen der deutschen Matrosen, die wie ein Biene-
schwarm in den Wänden des Kanonenbootes hingen.

„Ich hab's dem Skipper gleich gesagt, daß der „Black
Eagle“ seinem Schicksal nicht entgehen würde,“ sagte der
junge Yankee, dem Ansehen nach völlig niederge-
schmettert. Gleich darauf aber lächelte er wieder ganz
vergnügt.

„Hören Sie, Mister,“ fuhr er in ruhigstem Tone fort.
„die Gerechtigkeit ist nun zurdecker gestellt — wie war's,
wenn wir jetzt ein Glas Champagner mit einander trän-
ken? In der Kajüte stehen bereits ein paar Flaschen
auf Eis.“

Der Lieutenant stand betroffen.

Er, ein deutlichen Marineoffizier, sollte mit dem Steuer-
mann eines amerikanischen Schiffs abreden trinken, also ge-
wöhnlicher Kameradschaft machen!

Andererseits aber war's so fürchterlich warm
und Champagner auf Eis!

Er zögerte.

Dann bewegte er sich langsam dem Kampjendeck
zu.

„Ich nehme Ihre freundliche Einladung an,“ sagte er.
„Sie können übrigens auch Ihre Papiere bereit halten,
da ich dieselben mit an Bord des Kanonenbootes nehmen
werde. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß
der Schoner meine Priese ist.“

Er brodete an jede Luke eine Waage und stieg dann
in die Kajüte hinab.

Das störrische Getränk erschien vorschriftsmäßig in aus-
gefallenen, silbernen Kupfer, und unter seinem befehligen-
den Einfluß begann sich in Lieutenant Schwalbes rauhem
Gesamensbüden ein Mittel für den jungen Mann zu
regen, den das Gesicht so früh schon auf die Höhe
des Verderbens getrieben hatte. Dabein, um fernem
Amerika, hatte vielleicht eine besorgte Mutter, die zärt-
liche Braut auf die Rückkehr des Unseligen, der jetzt nicht
nur seinen irdischen Namen verlor, sondern auch noch
auf lange Zeit ins Gefängnis wandern mußte.

Sein Mitgefühl nahm noch zu, als er gewahrte, daß
sein Gesicht wortlos und melanchollisch ins Glas
starrte.

Endlich erhob der junge Amerikaner den Kopf.

„Sagen Sie, Mister,“ begann er, „was steht drauf?
Was werde ich kriegen?“

„Das läßt sich jetzt noch nicht sagen. Selbstverständ-
lich ist Ihnen bewußt, daß Sie sich in eine Art von See-
räuberei eingelassen haben.“

„Nicht doch!“

„Ganz entschieden, lieber Freund. Ihre Cargo und
Ihre Mannschaft sind konfisziert. Was man mit Ihnen
anfangen wird, das ist noch nicht voraus zu sehen.“

„Man wird mich hoffentlich nicht aufhängen —
wie?“

„Hoffentlich nicht,“ sagte der Lieutenant ernst. „Aber
lassen Sie sich dies eine Warnung sein. Sie sehen, woh-
in es führt, wenn man vom rechten Kurse abweicht und
sich nach verbotenen Gewinn gelüsten läßt. Nehren Sie
zu einem ordentlichen Lebenswandel zurück, wenn Sie
Ihre Freiheit wieder erlangt haben. Vermeiden Sie schlechte
Gesellschaft — Was ist das da?“ fuhr er auf, als
sein Blick auf eine leere Schüssel fiel, die an der Wand
hing. Diebeileich so genau so aus, wie die Scheibe eines
amerikanischen Marineoffiziers, und sofort kam ihm der Ge-
danke, daß der heuchlerische junge Yankee, der soeben bei
seinem Ermahnungen dem Ansehen nach eine Thräne
zerröhrte hatte, sich noch eines schlimmeren Verbrochens
als der Sklavenschmuggel war, schuldig gemacht haben
konnte.

Sein scharfes Auge musterte forschend die ganze
Kajüte.

Auf einer der mit Wasser überzogenen Bänke lag eine

U. S. (Vereinigte Staaten) Marinekarte.

„Aha!“ rief Lieutenant Schwalbe, „Sie haben ein Neu-
*) Unterhandlung.

corree mit einem amerikanischen Kriegsschiff gehabt! Sie
werden sich vor meinem Kommandanten darüber auszu-
weisen haben, auf welche Weise Sie in den Besitz dieser
Uniformstücke gekommen sind. Vorläufig sind Sie mein
Arrestant!“

„Ich entführe,“ fuhr er mit einem solchen Menschen an
einen Tisch geleht zu haben, stürmte er an Deck
hinan.

„Bootsmannsmaat!“ rief er. „Kommen Sie mit vier
Mann hier achteraus und bringen Sie diesen Mann an
Bord des „Sturmbogels“!“

Damit deutete er auf den Yanke, der gleich nach ihm
an Deck gekommen war.

„Mistri, er einen Fluchversuch oder zeigt er Wider-
stand, dann schiesse Sie ihn über den Haufen!“ fügte
er hinzu.

Der Bootsmannsmaat eilte herbei, um sich des Ge-
fangenen zu bemächtigen; ehe er denselben jedoch erreicht
hatte, stürzte er und blieb liegen.

Ein brüllendes Gelächter schallte ihm in den Ohren.

Der amerikanische Steuermann und seine Genossen
kretschten und trümmten sich vor Lachen, sie schwan-
ten und stolperten hin und her und konnten sich im
Übermaß ihrer Frechheit kaum auf den Beinen
erhalten.

Lieutenant Schwalbe stand wie vom Donner getroffen.

„Excuse me, Sir,“ sagte der Yanke auf ihn zulo-
mend und ihm die Hand entgegenstreckend, „aber der Spaß
war zu gut! Ich bin der Lieutenant Johnson von dem
Vereinigte Staaten-Kreuzer „Georgia“, gegenwärtig Kom-
mandant einer Pfaffenmannschaft an Bord eines Fahr-
zeugs, und auf der Fahrt nach Wien, wo der Schoner
fondemter werden soll. Wir haben ihn gestern genom-
men. Ich mußte, daß das deutsche Kanonenboot tags-
zuvor an Bord geschickt, aber seinen Verbach geschöpft
hatte, und da konnte ich der Verladung nicht widerstehen,
Sie ein wenig anzusehen. Jetzt aber bitte ich Sie tau-
sendmal um Verzeihung! Kommen Sie, ein Glas zur
Versöhnung!“

Das war augenscheinlich das beste, was unter den ob-
waltenden Umständen gethan werden konnte.

„Giro my respects to your Commandor!“ rief der
amerikanische Offizier seinem Gaste nach, als derselbe ins
Boot ging, und lagen Sie ihm, daß es das nächste Mal
schneller zuzufallen solle. Uebrigens werde ich Ihrem wohl-
gemeinten Rath folgen und in Zukunft nicht vom rechten
Kurse abweichen.“

„Abgehen!“ befahl Lieutenant Schwalbe ärgerlich
und gleich darauf lag der „Black Eagle“ weit hinter im
Schwanz der Barkasse S. W. Kanonenboot „Sturm-
vogel“.

Die Hohenzollern-Galerie in Berlin.

Als am 1. Dezember 1890 sich der rothlammetne, von
go denen Aolen durchwichte Thronenhimmel über
Schlüters herrlichem Standbild des Großen Kurfürsten
wühlte und des Kaisers Hand selbst den mächtigen Vor-
berzhang zu Fügen des großen Hagnern niederlegte, da
eilten Tausende von Berlinern nach der langen Brücke,
um dem großen Hohenzollern ihre Huldigung darzubringen;
aber nicht auf die Augenzeugen allein erstreckte sich der
Eindruck, daß Preußen an eben jenem 1. Dezember ein
bedeutungsvolles Fest feierte; in die westlichen Volksschichten
drang die Erkenntnis, daß dieser Zeitpunkt eine denkwür-
dige Grenzlinie sei, an der es sich verlohne, still zu
stehen, um mit Dank rückwärts und mit Muth vorwärts
zu sehen. Unser Kaiser vor Allen bedachte an jenem
Tage von Neuem, daß ein Volk nur dann seiner nationalen
Entwickelung treu bleiben könne, wenn es mit seiner Ge-
schichte aufs Innigste vertraut sei. Unserer Jugend ganz
besonders mußten mehr noch als bisher die Gestalten all
jener Männer vertraut werden, deren unentwegter Pflicht-
treue und selbstloser Hingabe das Vaterland seine Größe
verdankte.

Dem Geschichtspunkte verdankt die jüngst eröffnete
Hohenzollern-Galerie (an der Wolke-Brücke neben dem
Bekker-Bahnhof) ihre Entstehung.

Der Gedanke, Berlin ein Panorama zu geben, welches
unserm Volke und vor Allen unserer Jugend das Werden
und Wachsen des Vaterlandes in farbenkräftigen, ge-
staltreichen Bildern vorführt, ist von dem Architekten
S. Heim ausgegangen, dem die Hauptstadt ja schon so
manches stattliche Bauwerk verdankt; er warb zur ma-
lerischen Ausführung den in München ansässigen Künstler
Philipp Flescher, dessen Arbeiter am Goetheparkunnel
vielen aus der National-Galerie bekannt sein dürfte.

Alle Patrioten werden mit uns dießes neue Panorama
danbar begrüßen; denn die Macht der Anschauung, die
einbringliche Wirkung der dargestellten Geschichtsperioden
werden unsere Jugend aufs Lebendigste in die vater-
ländische Geschichte einführen und eine dankenswerthe
Ergänzung des Geschichtsunterrichts bilden. Die überaus
schwierige Aufgabe, drei Jahrhunderte preussischer Ge-
schichte im Rundbilde zu verkörpern, ist von dem Maler
in sehr gelungener Weise gelöst worden. Im Laufe eines
Jahres ist im alten Panorama-Maler zu Schwabing bei
München dies Gemälde entstanden, welches nicht weniger
als 1200 Portraits enthält, von denen nur der letzte
Theil nach dem Leben, die anderen aber alle treu der
historischen Ueberslieferung, oft unter Hinzulegung schwierig
zu erlangender Bildnisse, geschaffen werden mußten. Daß
bei einer solchen Uebersülle von Arbeitsmaterial ein Künstler
allen die Einzelheiten nur summarisch behandeln konnte,
ist natürlich, und in diesem Punkte liegt demnach auch
die künstlerische Schwäche des Werkes; seine Stärke aber,
und das ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst des
Malers, ruht in der Gesamtanlage der Komposition.

Hintergrund und Rahmen, welchen Flescher seinen Ge-
stalten gab, sind sowohl in den architektonischen Partien
— für welche die Hilfe des Architekten Heim in Anspruch
genommen wurde — als auch in der Landschaft, der gut
durchgeführten Perspektive und der gewählten Beleuchtung
überaus wirkungsvoll. Die Uebergänge aus einem Zeit-
alter in das andere sind in geschicktester Weise vermittelt,
und den einzelnen, die Regierungszeit der Herrscher reprä-
sentirenden Gruppen ist in ihrer Gesamtheit eine unge-
zogene Lebensgröße nachzutrüben, die aufs Beste mit
der Farbe kontrastirt, welche auf dem ähnlichen großen
Panor. Panorama von 1889 vorherrschte.

Das Rundbild verlegt uns zunächst in die Mitte des
17. Jahrhunderts; die weit sich dehnde Fluth der Ost-
see bildet den Hintergrund für die Zeit Friedrich Wil-
helms des Großen Kurfürsten; neben den staarlichen Dre-
logischen wird die Segelacht seines Sohnes und Nach-
folgers sichtbar, und auf dem hafenähnlichen, befestigten
Ufer des Borgebundes des Reichs mit der Monarchie neben seiner
Gemahlin Kalle Hermitte von Dranten. Beide empfangen
die von Frankreich kommenden Krieger's in Brandenburg;
zur Rechten und Linken schaaren sich alle jene Männer,
die dem kraftvollen Kurfürsten halfen, sein kleines Land
groß zu machen.

In der gefaltreichen Gruppe des Großen Kurfürsten
ist der zur Regierungzeit des ersten Königs in Preußen
hinüberleitende architektonische Hintergrund, welcher Alt-
Berlins Stadtbauanlage zeigt, ganz besonders interessant;
aus der Hofhaltung Friedrich's I. hat der Künstler den
Moment vereinigt, in welchem das Modell von Schlüter's
Denkmal des Großen Kurfürsten durch den Herrscher in
Augenschein genommen wird. Die Erscheinung des Sol-
datenkönigs durch eine glänzende Parade, die derselbe im
Lustgarten zu Potsdam vor dem Stadtschloß aber seine
„langen Kerls“ abnimmt, zur Darstellung zu bringen, ist
dem Künstler in glücklichster Weise gelungen. An die
stattdische, wie aus Erz gegossene Reihe dieser Soldaten
schließt sich der Blick auf Schloß Hainsberg und seinen
in heterem Sonnenglanz erstrahelnden Park, auf dessen
Flur sich jene Freunde des großen Königs versanden, die
in seinen ersten Regierungsjahren ihm nahe standen; er
selbst aber weist nicht unter ihnen sondern tritt als einziger
Schlichtender, umgeben von seinen Generalen, aus dem
Zeit des Feldlagers; zu ihm heran strengen in glanzendem
Zug die Kürassiere, welche die bei Friedberg erbeuteten
Fahnen bringen. Helles, warmes Licht ruht auf dieser,
für Preußens Machtstellung bedeutsamen Gruppe; an
dieses Feldlager schließt sich Canlouchs Terrasse und
Schloß, und glebt vor denselben nach allen Seiten des
des friedericianischen Zeitalters, sowie desjenigen seines
Nachfolgers Raum zur Entfaltung.

Die Uden mit der Duabriga des Brandenburger
Thores bilden den Hintergrund in den Auszug der
Freiwilligen, an deren Spitze König Friedrich Wilhelm III.
und Wäcker reiten. Der gewaltige Trumphbogen, wel-
cher sich über dem Zeitalter Kaiser Wilhelms I. wölbt
und zur Rechten und Linken in mächtigen Säulengalerien
ausklingt, beginnt hier; auf und vor den Treppentritten
der Säulengalerie zur Linken gruppiert sich neben König
Friedrich Wilhelm IV. die glänzende Corona von Ver-
tretern der Kunst und Wissenschaft jener Jahrzehnte. Die
welterwähnte Wölbung des Trumphbogens, dessen
Kronung unter dem Velarium des Panoramabaus verwin-
det, giebt dem Brandenburger Thor Raum, durch dessen
Säuleneihen Kaiser Wilhelm I. mit seinem ruhmgel-
schützten Heer, umgeben von seinem Paladinen, umjährt
von seinem Volk, einzieht. All die Hunderte von Männern,
welche zu Preußens Größe, zu Deutschlands Erringung
betrogen, sie sind hier vertreten, und umgeben sowohl den
Heldenkaiser als auch seinen ruhmgeliebten Sohn, Kaiser
Friedrich, der auf den Stufen der Säulengalerie zur
Rechten neben seiner Gemahlin und seinen Kindern steht.
Die meisten der hier gemalten Männer und Frauen sind
noch heute unsere Zeitgenossen, und die Kritik über unge-
genügende Ähnlichkeit der Gesichtszüge und Gesammtre-
zeichnung wird naturgemäß laut werden. Die Einzel-
heiten sind illustrativ gehalten, sie sind künstlerisch nicht
auf der Höhe, aber sie führen nicht. Die schlichte und
von gelundem, patriotischem Gefühl getragene Auffassung,
welche dies Vierteljahrtausend von dem Betrachter ent-
stehen ließ, dominiert und entschädigt für Schwächen,
welche bei weniger schnellem Arbeiten hätte vermieden
werden können.

Das Zeitalter Kaiser Wilhelms II. bildet den Schluß
der Darstellung und hat den gleichen glücklich gemachten
Hintergrund der weiten Meeresfluth, welchen wir bei
seinem Vorfahren fanden. Vom Morgenlicht umflossen,
erhebt sich hier ein von goldener Kuppel überwölbt, mit
dem Wappen der Bundesstaaten gezielter Tempel, in
welchem das Standbild des Kaisers sichtbar wird,
und am Postament des forbergeschmückten Denkmals steht
in kraftvoller, männlicher Ruhe der kaiserliche Enkel.
Die Männer, welche Her, Verwaltung, Bundesrath und Par-
lament vertreten, schaaren sich um ihn, nach links hin er-
bilden wir auf der Terrasse jener Säulengalerie die
Kaiserin, umgeben von den sechs Prinzen. Weit laut
das Meer im Hintergrund; stattliche Parzerregatten,
schlanke Torpedos durchzürchen seine Fluth; Gelgolands
Felsen erheben sich aus den Wellen. Die Männer, welche
Afrika durchforscht und den dort erworbenen deutschen
Beitz schützen, sind am Ufer vereint — so schließt das
deutsche Meer den Ring zwischen dem 17. und 19. Jahr-
hundert. Was der rothe Bar der Brandenburger be-
gann, ist unter der schwarzweißen Flagge des Reichs
erfahrt und machtvoll geworden durch die Führung des
Hohenzollerngeschlechts.

Für die Redaktion verantwortlich: I. B. M. Pfeiffermann.